Sabine Haupt

Die Zukunft der Toten

Erzählungen

verlag die brotsuppe

Sabine Haupt
Die Zukunft der Toten

verlag die brotsuppe

Sabine Haupt

Die Zukunft der Toten

Erzählungen

verlag die brotsuppe

Inhalt

Märchenstunde 7
Das Haus auf dem Hügel 19
Der Fall SILVIA 34
Tote führen keine Kriege 48
Samum. Von Wärme und Kälte und guten Träumen 69
Bintje träumt 79
Wachend zu bleiben bei Nacht 98
Die Rache der Hausgeister 110
Von Kugeln und Schatten 125
Mahkama. Das Tribunal 140
Tristan im Schnee 161
Auf dem Weg der Freuden 178
Die Zukunft der Toten 189

Bilder von Frank Lepold:
La vie de mon frère 2 15
Gewölk 23
Armageddon 29
bismarckstraße 41
plagiat mit spiegel 73
jour et nuit, nuit 83
fishermen 99
MONOLOG1 119
Akt, eine Treppe herab 133
Chant sans paroles 145
Giovanni Bellini-Wolke 8 149
Elektra 167
En un lungar de la Mancha 183
Böcklin 195
analog 205

Märchenstunde

Darf man nicht mal in Ruhe sterben? Wozu die Hektik? Heißt es nicht: Ruhe in Frieden? Und da rennen sie nun blöd herum, huschen und blinken, flüstern und winken, blink-blink, husch-husch, regen sich auf, ärgern sich, wenn die Sterbenden schlechter Laune sind und nicht mitmachen. Auf dem Sterbebett wird einem das Leben leicht mal zu bunt. Ist doch wahr! Dabei ist der Raum schon randvoll mit Finsternis. Sehen die das nicht? Da, wo früher ein Bein war, ist jetzt ein Klumpen Fleisch, keine Ahnung, zu wem oder zu was er gehört. Sie decken den Klumpen auf und wieder zu, beraten sich, tun so, als könne noch etwas getan werden. Schichtwechsel. Die junge Ärztin war im Afghanistankrieg, sie kennt sich mit Sterbenden aus, gibt Anweisungen, drückt auf dieses und jenes Knöpfchen, kontrolliert die Schläuche. Blinken, Flüstern, Rascheln, Huschen. Es tut sich, was getan werden muss.

Das mit der Atmung scheint sie besonders zu beschäftigen, die Atmung hält alle auf Trab. Wie wär's mit noch ein bisschen Sauerstoff? Auch die Geräte mögen das. Darf's auch ein bisschen mehr sein? Lieber nicht? Nein danke, bitte gern! Das Bett wird in den Flur geschoben. Klappern, Rattern, Quietschen. Dann wieder Flüstern und Blinken. Oder ist es gar nicht der Flur? Die Finsternis drückt alles zusammen, schiebt Flure und Räume übereinander, bis selbst die Wände verschwinden. Im Ozean der Geräusche. Einzelne Töne schwimmen oben auf, man könnte sie zählen, zum Beispiel wenn es knallt. Was zählt, ist nur der Knall. Gerade jetzt, einmal, zweimal, wenn es nicht flüstert und blinkt,

knallt es. »Meinst du, sie kann uns noch hören?« Knall! Dann: »Schscht! – leise, sie könnte dich hören!« Den Toten vergeht Hören und Sehen, worauf ihr euch verlassen könnt beim Rascheln und Tuscheln. Türen und Aufzüge werden geöffnet, Fensterklappen geschlossen. Knallwinde wehen durch den Gang. Woher sie kommen und wohin sie gehen, bleibt ungeklärt. Jemand schiebt das Bett. Nun hat auch das Beten aufgehört, es kam von schräg oben, durch eine der offenen Klappen. Gemurmel, monotones Geröll unter den Wassern des Ozeans. Ungeweihte Stille. Das befördert die Friedensruhe und besänftigt den Klumpen.

Und dann, wie immer in letzter Minute, kommt Sie. Sie, die Großartige, sie, die weiß, wie Sterben geht, sie, die natürlich auch das noch im Griff hat. Sie richtet das eine oder andere Sterbenswörtlein an die Flüstergemeinde, verhindert den nächsten Knall. Unser altes Märchenbuch hat sie mitgebracht und Stofftiere aus unserer Kindheit. Was hat sie vor mit dem Plunder? Trost und letzte Ölheizung? Die Tiere sitzen da wie Mumien, stinken aus ihren aufgerissenen Mäulern und verrotteten Fellen, glotzen mit eingedrückten Kulleraugen auf das Desaster im Bett, auf das offene Bein, den offenen Mund, aus dem demnächst mal – ist doch klar, dass sie alle nur darauf warten – die nackte Seele herausflitzt.

Jemand liest vor. Die Stimme ist nicht zu erkennen. Schwester, Bruder, Vater? Die Rede ist vom Himmel der Frau Holle, von paradiesischen Gärten und tieffinsteren Brunnen, weißen Federn und weißem Schnee, von bösen und von guten Mädchen, goldenen und schmutzigen Jungfrauen. »Ich will hier weg, hol' mich raus, ich verbrenne!«, schreit das Brot im Ofen. »Ich falle, fangt mich auf, bevor ich zerplatze«, schreien die Äpfel am Baum. Das passende Märchen fürs Totenbett der Schwester, wird sie sich gesagt haben, sehr empfehlenswert, wenn eine so daliegt als wäre

sie ein offenes Kissen, das seine Füllung verliert, eine, die brennt und ganz langsam zerplatzt.

Danach ist die Rede von einem alten Esel, der den anderen weismacht, es sei leicht, etwas Besseres als den Tod zu finden: »Kiwitt, kiwitt, komm mit, komm mit.« Sehr passend, gewiss. Der Alte neben dem Bett hustet und tastet an den auf seiner Seite heraushängenden Körperteilen herum, quasselt in die Märchenstunde hinein, wird leise ausgezischt und zurechtgewiesen. »Kriegt sie denn überhaupt noch was mit?«, will er wissen. Die ganze Sterberei scheint ihm auf die Nerven zu gehen. Wieso geht das so lange? Das kann ja ewig dauern! Schließlich ist er selbst bald an der Reihe. Er kann's anscheinend kaum noch erwarten. Geduld Leute! Beim Abkratzen muss jede Zellschicht berücksichtigt, jede Pore sorgfältig geschlossen werden, lebende Überreste sind genauso unerwünscht wie alte Lackspuren an abgebeizten Türen. Das Tote muss gründlich aus dem Leben geschabt werden, langsam, eines nach dem anderen, sonst bleibt von Jungfrauen und Menschen, wenn die Tore sich auftun, nur der Schmutz und das schwarze Pech.

***

Ich hatte, sobald bei unserem letzten Telefongespräch klar wurde, dass sie nicht mehr lange leben würde, ihre Worte waren kaum zu verstehen gewesen, nur noch Flüstern und Lallen, und wer, wenn nicht ich, würde sich denn überhaupt kümmern können, auch wenn man, aufgrund der Flugpläne, die im Frühjahr anders als im Sommer waren, nicht so leicht von Sizilien nach Hamburg kam, mit zwei Tagen Reisezeit, Übernachtung in München oder Frankfurt war zu rechnen, trotz Antonias Buchungsroutine, die zum Glück noch bei uns geblieben war, obwohl es der Galerie von

Jahr zu Jahr schlechter ging, aber nach diesem Gespräch, das höchstens zwei Minuten gedauert hatte, war klar, dass ich mich beeilen musste, Sachen packen, Taxi, Flughafen, so schnell wie möglich, ohne zu wissen, wie lange ich fort bleiben, bei ihr im Krankenhaus ausharren würde, wenige Tage, Wochen vielleicht, die Frage war auch, ob mit oder noch ohne Trauerkleidung, wahrscheinlich mit, und Geld natürlich, viel Geld, alles, was noch auf dem Konto war, Beerdigungen sind teuer. Das war ich ihr schuldig, ihr und unserer Mutter, vielleicht sogar mir selbst.

Und dann, als ich abends endlich eintreffe, vom Flughafen gleich zum Krankenhaus fahre, die Station anrufe, frage, ob ich hochkommen dürfe, sagt die Krankenschwester am Telefon, meine Schwester, also meine kranke, im Sterben liegende Schwester, wünsche keinen Besuch mehr, ich solle morgen nach dem Frühstück gegen halb neun wiederkommen. Am nächsten Morgen ist sie kaum noch ansprechbar. Die geschwollene Leber wölbt sich unter der Bettdecke, in der Nacht sind etliche Blutgefäße in den Beinen geplatzt. Jetzt füllt sich der Körper mit Blut. Niemand kann das noch stoppen. Ich frage, ob sie genügend Morphium bekomme. »So viel, wie wir dürfen«, sagt die Ärztin und versucht zu lächeln. Ich verstehe nicht, warum die Menschen heutzutage immer lächeln, wenn sie Schreckliches oder Böses sagen. Früher kündigten heruntergezogene Mundwinkel auf verlässliche Weise die unfrohe Botschaft schon an, noch bevor der Sprecher, dem es ganz egal war, wie er selbst beim Schimpfen und Unheilverkünden bei den Beschimpften und Geschockten ankam und wirkte, überhaupt den Mund auftat. Heute muss man genau hinhören, an der Mimik ist keine Botschaft mehr zu erkennen. Wahrscheinlich lächeln sie noch, wenn sie sterben.

Die Freunde, die Familie, herbeigeeilt aus allen Teilen des Landes, alle sind sie da, warten, sitzen ratlos und

übernächtigt herum. Ach Biene, warum liegst du jetzt so da und nicht ich? Ich glaube, ich würde nicht wollen, dass mir die anderen beim Sterben zusehen, den dicken Bauch, den vertrockneten Mund anstarren, das wirre Haar, die weiße, klebrige Haut. Nein, dieses Schauspiel braucht keine Zuschauerinnen, vor allem keine Zuschauer. Es ist eklig, man kann es nicht anders sagen. Doch sie war da anders, ihr war es wichtig, diese, wie sie immer wieder, mal klagend, mal mahnend, mal nörgelnd, manchmal auch zufrieden, am Telefon betonte, »Unterstützung« zu bekommen, zu wissen, dass andere für sie da waren, fürsorglich, mütterlich, dass man sie beruhigte und umsorgte. Wenn sie mich in Sizilien besuchte, verlangte sie nach Keksen und frischer kalter Milch, die nachts bereitstehen musste, falls sie nicht schlafen konnte, weil draußen Hunde bellten oder weil es zu heiß war. Nur mit Liebe konnte man sie sich vom Leib halten: lächeln, Kekse und Milch besorgen, da sein, zuhören, trösten. Vorlesen, so wie jetzt. Denn sie hielt schon seit Stunden die Augen geschlossen, ein Gespräch war nicht mehr möglich. Wahrscheinlich hatte sie nicht einmal bemerkt, dass ich da war, dass ich ja bei ihr war, dass sie nicht allein blieb, dass wir sie nicht im Stich gelassen hatten. Diesmal jedenfalls nicht.

Ich war froh, als die anderen gingen. Sie müssten mal was essen oder, wie unser Vater sagte, sich »die Beine vertreten«. Ja vertretet euch nur schön die Beine und füllt euch die Bäuche. Ich übernehme die Totenwache und das, was davor kommt, lege mich zu meiner Schwester ins Bett, benetze ihre Lippen, streichle ihre Stirn, ziehe das Krankenhaushemd über ihrem nackten Körper glatt, singe leise ein altes Gutenachtlied, mit dem uns unsere Mutter zu Bett brachte. Ich weiß nicht, ob ich das darf, ob sie das will, ob sie nicht lieber jemand anderen an ihrer Seite, ihrer todkranken, aufgedunsenen, feuchten Seite gehabt hätte. Einer, der

sich nicht geekelt und gefürchtet hätte, der das ausgehalten und zu ihr gehalten hätte. Aber den gab es nicht, es gab nur mich. Und wenn sie mich, vielleicht schon halb von schräg oben, so gesehen hätte, und vielleicht sah sie mich ja tatsächlich genau so, von der Zimmerdecke aus, da wo der Fernseher hing, der jetzt zwar abgeschaltet war, aber immer noch auf «standby» blinkte, dann hätte sie vielleicht gegrinst und höhnisch gefragt, ob ich mir jetzt mal wieder so richtig wichtig und großartig vorkäme.

Wahrscheinlich hätte sie sogar recht mit dieser Frage, sie hat mich ja immer durchschaut, mir energisch die Maske heruntergerissen, wenn ich versuchte, mal nicht die Böse zu sein, so tat, als ginge es ausnahmsweise mal nicht um mich. »Dein Ego steht immer in der ersten Reihe, genau wie deine Bilder«, hatte sie bei meiner ersten Vernissage schon beim Eintreten bemerkt. Es war eine kleine Sammelausstellung in Haidhausen gewesen, eine winzige Galerie am Rosenheimer Platz, in der sich die Leute drängelten, nicht weil das öffentliche Interesse so groß gewesen wäre, sondern bloß, weil jeder von uns Familienmitglieder, Bekannte und Freundinnen eingeladen hatte. Und meine Bilder hingen tatsächlich gleich am Eingang, vielleicht aus alphabetischen Gründen, vielleicht aber hatte ich wirklich etwas getan, jemanden verdrängt, ohne mich daran zu erinnern.

Mein Ego meint jetzt, ich solle die Sache beschleunigen, sie hinter uns bringen. Wahrscheinlich steht es im Bund mit unserem Vater. Die väterliche Stimme gemahnt, nicht länger zu warten. Schließlich kann ich nicht ewig hier im Krankenhaus herumhängen und meiner sterbenden Schwester die Hand halten. Ich habe einen Job und einen Terminkalender und ein Leben in einem anderen Land. Und bis alles mit der Trauerfeier, der Beerdigung, dem Nachlass und dem ganzen Papierkram erledigt ist, meine Güte, das kann eine Weile dauern. Sagt die Stimme unseres Vaters. Rationalität

ist sein Ding, Effizienz. Er weiß selbst, dass das klischeehaft ist: Männer und ihre kalte Rationalität, speziell bei Vätern am Totenbett ihrer Töchter. Doch das scheint ihr egal zu sein, meine Vaterstimme redet trotzdem weiter in mir drin. Die Sache beschleunigen, man könnte auch sagen, ihr den Weg erleichtern. Das klingt sehr viel besser, vielleicht ist es das auch, wie ein Lächeln am Totenbett.

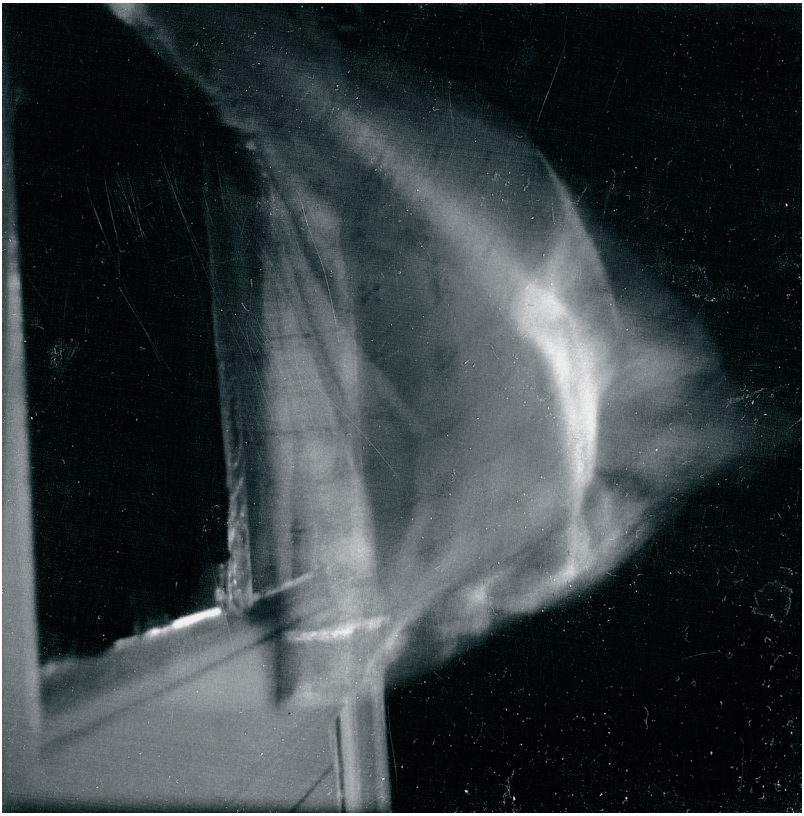
Was aber würde sie dazu sagen? Was Sterbende denken, ist genauso wenig bekannt wie Einzelheiten vom Leben nach dem Tod. Weise Frauen und Männer können mit den Toten reden. Ich nicht. Es gibt Totengespräche, Spiritismus, Dämonologie, Totenfunk und schwarze Magie, Leute, die ihr Pendel in die Luft werfen und darauf warten, dass ein Toter zupackt und es zu sich in die Unterwelt reißt. Biene hat mir das alles mal ganz genau erklärt, als sie sich vor ein paar Jahren zum Geistmedium ausbilden ließ. Man müsse sich nur von den Geistführern, den »spirit guides« finden lassen, als Medium sei man in der geistigen Welt ja längst schon bekannt, weil man dort, so hatte sie gesagt, wortwörtlich gesagt, »leuchte wie eine Fackel in der Dunkelheit«, man sei eine Art Leuchtturm am Gestade der Unendlichkeit. Irgendwann würden die »door-keeper« einen erkennen und eintreten lassen. Erst dann könne eine produktive Zusammenarbeit beginnen. Auch für das vorgängige Aufnahmeverfahren gab es ein englisches Wort, das sogenannte »unearthly assessement«. Die Leute hätten ja keine Ahnung von solchen Dingen. Wir haben uns damals gestritten, wie so oft, wenn es um Jenseitiges und Spirituelles ging. – Ob die Torhüter ihr jetzt schon die Tore öffnen, wenn sie, angetrieben von meiner Eile, für immer Einlass begehrt?

Als wir klein waren, vielleicht zwei oder drei Jahre alt, gerade laufen konnten, war das größte Glück, sich in die Arme unserer Mutter zu stürzen: losrennen, nicht stolpern, nicht fallen, plötzlich hoch in die Luft gehoben zu werden; es war

schöner als fliegen, schöner als alles. »Wer kommt in meine Arme?«, rief unsere Mutter in einem ganz speziellen Singsang. Sie ging in die Hocke und breitete die Arme aus. Und wir, wir rannten los, einfach nur los. Frau Holle wohnt in einem tiefen Brunnen über den Wolken, unsere Mutter wartet am anderen Ende der Brücke. »Wer kommt in meine Arme?«, ruft und lockt sie. Ich hatte den Singsang noch im Ohr, Biene gewiss auch. Unsere Mutter war damals Ende zwanzig, jünger als Biene und ich heute. An ihre Stimme kann ich mich nicht erinnern, doch vielleicht war sie ähnlich wie meine.

Ich singe, ich taste, ich sehe alles genau vor mir: Es ist ein wunderschönes Kitschbild aus dem späten 19. Jahrhundert, eine Parkbrücke, ein dunkles Gewässer, impressionistischer Nebel, die Schatten großer Bäume im Hintergrund, Dämmerung natürlich, Geister sind keine Frühaufsteher, am Ende der Brücke wartet eine, na, sagen wir, weiße Gestalt, kein Engel, denn es ist ja unsere Mutter, das Licht lasse ich auch weg, das Leuchten soll ja aus dem seelischen Innenraum kommen, aus dem Klang der Stimme, dem Zauber der kleinen Melodie. »Wer kommt in meine Arme?« Ja wer wohl? Heute ist es Biene, sie muss jetzt über die Brücke, sie muss jetzt loslaufen, in die Arme unserer Mutter fliegen. Na los, hopp, hopp, kiwitt! Na, flieg schon!

Ich lese weiter. Kein Märchen, aber etwas Ähnliches: »Charon: ›Stille, und hört, was ich euch zu sagen habe: Der Nachen ist, wie ihr seht, klein und baufällig, an vielen Stellen undicht; wenn er sich zu stark auf eine Seite neigt, würde er kippen. Nun sind eurer so viele, und ein jeder bringt so viel Gerätschaft mit, dass ich mich sorge, wenn ihr mit eurem ganzen Gepäck einsteigt.‹ Die Toten: ›Was sollen wir also tun, um gut auf die andere Seite zu kommen?‹ Charon: ›Das will ich euch sagen. Ihr müsst alle unnötigen Dinge am Ufer zurücklassen und nackend einsteigen. Ihr, die ihr hier eintretet, lasset alle Dinge fahren. Was bleibt, ist die Hoffnung.‹«



Frank Lepold: La vie de mon frère 2

Ob sie überhaupt noch etwas mitbekomme, hatte der Vater gefragt, als ich mit dem Vorlesen begann. Wahrscheinlich war das eine durchaus berechtigte Frage. Vielleicht störe ich sie bloß beim Sterben, vielleicht sollte sich niemand hier einmischen, nicht einmal der Himmel persönlich. Als wäre er nicht schon ausgedehnt genug, zwängt er sich auch noch zwischen die Menschen, scheidet die Toten von den Lebenden! Schlechte Unendlichkeit, könnte man sagen. Doch Biene würde hier widersprechen. Unendlichkeit war prinzipiell besser als alles Abgezählte.

Ich lese weiter: »Merkur zu Charon: ›Indessen muss man gestehen, Charon, dass sich die Zeiten sehr verändert haben, wenn man die jetzigen Ankömmlinge aus der Oberwelt mit den ehemaligen vergleicht. Ehmals waren es lauter stattliche und größtenteils mit Blut und Wunden bedeckte Männer, jetzt sind es nur noch blasse, hagere oder aufgedunsene Siechlinge.‹«

He, ihr aufgedunsenen Siechlinge, armen, stinkenden, leck geschlagenen Schnapp- und Madensäcke! Über die Brücke mit euch, hopp, hopp! Doch was sagt unsere Mutter dazu, festgeklebt auf meiner Engelsvignette, am jenseitigen Ufer, mit ausgebreiteten Armen und ihrem uralten Singsang? Erinnert sie sich an uns? Wird sie meine Schwester überhaupt noch erkennen? Wenn sie so dasteht und mit meiner Stimme singt, Biene in meinen Armen hält? Ist das alles bloß Täuschung, Anmaßung? Was hätte sie zu meinem Ego gesagt? Hätte sie gesagt: »Du machst das alles ganz richtig, ganz großartig«? Oder hätte sie mich ausgelacht? Hätte sie mich überschüttet mit Lob und mit Gold oder geteert und gefedert wie Frau Holle die Pechmarie?

Ihren Abschiedsbrief habe ich weggeworfen. Er war in der kleinen Kiste mit Briefen aus meiner Kindheit, Brieffreundschaften mit Jungen aus Frankreich und England. Und der Brief unserer Mutter. Doch das hatte ich vergessen, als Felix

mir wieder einmal eine Eifersuchtsszene machte. Wir waren neunzehn, und er verlangte, dass ich endlich mit meiner Vergangenheit abschließe. Mein Ego verlangte nach einer theatralischen, grandiosen, endgültigen Geste. Er sollte endlich begreifen, dass ich ihn liebte, und wozu ich in der Lage war, um ihm das zu beweisen! – In der Erinnerung ist es ein langer, in einer sehr sauberen, sehr schönen Handschrift geschriebener Brief. Biene und ich hatten ja gerade erst lesen gelernt, wir sollten ihre letzte Botschaft selbst entziffern, sie uns nicht vom Vater vorlesen lassen. Jede von uns erhielt ihren eigenen Brief. Mein lieber, lieber Spatz – so begann es. Und weiter? »Wer kommt in meine Arme?« Nein, das hatte dort nicht gestanden. Denn sie musste uns ja aus ihren Armen entlassen. Wie geht es weiter, im Brief unserer Mutter und im Märchen? Wird sie wirklich am Ende der Brücke stehen, wenn ich es befehle, wenn mein Ego sie einfach ins Bild setzt, wohin es ihm gerade passt?

Ich liege neben ihr, regungslos, wage kaum zu atmen, während bei ihr allmählich die Schnappatmung einsetzt. Mit weit aufgerissenem Mund holt sie zum letzten Mal Luft in ihre Lungen, das rasselnde Geräusch erinnert an lautes Schnarchen – vielleicht schon das Schnaufen der Geister hinter der Tür.

In Ruhe sterben. Ruhe. Sterben. Sterben. Nie wieder. Da sein. Noch. Da. Gegenwart gewahren. In Ruhe. Bewahren. Etwas Gläsernes glasklar durchschauen. Ganz hindurch. Bis ans Ende des Sichtbaren. Schauen, bis nichts mehr kommt. Das Glas mit dem letzten Atem behauchen. Ein. Aus. Und nicht mehr. Aus. Ruhe.

Es ist still geworden im Zimmer. Ab und zu auf dem Korridor ein paar Schritte. Sonst nichts. Ihre Lippen sind halb geschlossen. Ein letzter zarter Hauch. Dann ein Seufzer, ein leichtes Zucken. Stille, und ich weiß, jetzt ist es vorbei. Aber es ist keine gewöhnliche Stille. Die Stimmen sind noch da,

die von der Brücke, die der Nackten auf dem wackeligen Kahn, hinter dem Tor, am jenseitigen Ufer, die Stimmen im Ofen und in den Bäumen. Sie sind überall, sie gehen durch mich hindurch. Gewiss hätte Biene dafür eine Erklärung gehabt. Doch ich habe keinen Geistführer, der meine Erleuchtungen steuert. Man erkennt nur, was man schon kennt. Ein Hauch, ein Geist, ein Irgendwas, das frei und gelöst durch die Lüfte schweift, die Einkehr, das Hineinkriechen unter Haut und Hirnschalen nicht länger erträgt. Gewiss, auch so ein freier Geist sehnt sich nach einem Ziel, nach Anerkennung, Liebe, Wiedergeburt und all dem Ego-Zubehör. Doch dazu ist die Luft da draußen zu dünn. Es ist zu spät, um winselnd zu den Menschen zurückzukriechen. Nun muss er los. Für immer.

Als die anderen vom Essen zurückkamen, war sie schon tot. Daran bestand kein Zweifel, auch ohne ärztliches Attest. Etwas war nicht mehr da, etwas, das seine Spuren auf meiner Haut, an Händen und Armen hinterlassen hatte. Es war die Wärme des Todes – oder etwas anderes. Ich öffnete die Fenster, ging auf den Balkon. Es war schon kühl, doch im Park gegenüber sangen die Vögel. Mit dem Kitsch und dem Ego hatten sie nichts zu tun. Oder doch? Ich kann nichts dafür. Es war wirklich so.